

Meinrad Braun
Fliegende Fische
Roman

Leseprobe

Zu Hause halte ich kurz mal an, will was zu trinken holen. Bei der Hitze!

Schon am Eingang das vertraute Gefühl im Magen. Schwer wie Blei die Tür, Ganzstahlausführung und feuersicher, mit bunten Graffiti besprüht. Unerwartet kühl drinnen. Es stinkt trotzdem wie immer nach Pisse, nach Müll in unterschiedlichen Gärungsstufen.

Niemand im Treppenhaus. Trotzdem aufpassen, während meine Schritte Hall erzeugen, das Geländer leicht vibriert. Von draußen Lichtgarbenbeschuss durch die kleinen Fensterscharten. Wie in einem großen Knast. Und immer noch die Ohren spitzen. Ein alter Reflex, zwanzig Jahre alt inzwischen.

Hier haben sie mich damals abgepasst nach der Schule. Keine von den vielen Türen ging auf, während sie mich davon überzeugt haben, dass mein Taschengeld von nun an nicht mehr für mich bestimmt war. Hat mich einen Originalzahn gekostet und mir einen Stiftzahn beschert. Glücklicherweise noch zu den Zeiten, als die Kasse so was bezahlt hat.

Hinter einer der Türen rapt es leise raus. Dazu furzende Computermusik.

Verschwundet unter mir bei meinem Aufstieg in den vierten Stock.

Wie ich die letzte Treppe hochgehe, höre ich es schon, das Geschrei aus der Wohnung unten. Die zeternde Frauenstimme, der Klang immer derselbe, eine Stimme, die sich nie zu steigern braucht, bereits überschnappt, wenn die Frau den Mund aufmacht. Ab und zu begegne ich ihr im Treppenhaus, wo sie eigentlich ganz manierlich wirkt, abgehärmt zwar, aber so sehen hier alle aus. Blasses, verhuscht weggedrehtes Gesicht, rattenfarbene Strubbelhaare, billige Jeans. Russlanddeutsche, denke ich.

Wenn sie aber die Wohnungstür hinter sich zumacht, sehe ich, wie sie sich verwandelt: Ein Monstergesicht kriegt wie in einem Horrorfilm, die Haut verwest im Zeitraffer, die Zähne blecken aus den Kiefern wie Klaviertasten, ihre Augäpfel rollen in den knöchernen Höhlen rum und dazu gibt es dann diese Schreie. Die höre ich, während ich durch meine Wohnung sause wie eine dieser altmodischen Flipperkugeln, nur die strategischen Punkte berühre, alles andere übersehe, weil ich es eilig habe. Also: Sauberes T-Shirt, Badezimmer, Getränkekasten, Flaschen raus und wieder weg. Was an Post unter der Tür durchgekommen ist, kicke ich zu dem Haufen, der sich schon vor der Küchentür gebildet hat.

Die Frau unter mir versucht gerade sich noch zu steigern, obwohl das eigentlich gar nicht drin ist. Sie ist schon eine Weile an dem Punkt, wo das Schreien nicht mehr lauter geht. Statt dessen ändert sie die Tonlage, vielleicht lässt sie sich neue Sachen

einfallen, die sie schreien kann. Man versteht kein Wort davon, ich kann mir aber denken, dass es immer dasselbe ist. Ein achtjähriger Junge wohnt noch da, der andauernd mit den Augen zuckt, und ein mageres zwölfjähriges Mädchen, das einen nie ansieht. Der Junge hätte sich besser was mit den Ohren statt mit den Augen geholt, denke ich, so was wie eine psychische Taubheit, wenn es das gibt. Und das Mädchen braucht höchstens noch ein Jahr, dann macht sie, was sie will. Beziehungsweise das, was der Typ will, der sie abschleppt.

Jetzt ist es unten plötzlich still.

Durch das Haus treibt der normale Geräuschstrom pumpender Musik, weinender Kinder, schlagender Türen. Eine aufgekratzte Moderatorenstimme quakt, die lauten Tonwolken von Werbeblocks ziehen vorbei. Ich öffne die Wohnungstür und atme dabei den Flurgeruch ein, eine Mischung aus billigen Putzmitteln, menschlichem Stoffwechsel und kaltem Zigarettenrauch.

Absperren. Der Schlüssel klemmt. Es knackt im Schloss, man muss mit viel Gefühl drehen.

In Opas Schrebergarten gabs früher mal Hasenställe, sechs Stück. Je drei übereinander, selbstgebaut aus Dachlatten und Karnickeldraht. Gerade so groß, dass die Karnickel drin Platz hatten. Meistens lagen sie da und mümmelten, guckten gleichmütig durch die Drahtmaschen, sahen immer zufrieden aus. Dabei war allen dasselbe Schicksal beschieden: Der Tod unter Opas geschicktem Handkantenschlag ins Genick. Ein paar Mal habe ich dabei zugesehen, im entscheidenden Moment allerdings die Augen zugeedrückt.

Wieso haben die keine Angst vor dir, Opa? habe ich ihn gefragt, später, als das Karnickel am Brett vor der Schuppenwand hing, zwei Nägel in den Flechsen, während ihm das Fell abgezogen wurde. Die Kollegen in den Ställen sahen zu, gleichmütig mit ihren runden Augen.

Weil sie zu blöd dazu sind, hat Opa geantwortet und gelacht.

In dem Moment fängt die Frau wieder an, in voller Lautstärke.

Mit zwei Flaschen Apfelsaft mache ich mich auf den Weg nach unten, vorbei an dem besinnungslosen Gebrüll. Soll ein Tier geben in Afrika, das so schreit. Welches, fällt mir gerade nicht ein. Mit einer Stimme, die töten kann. Glas zerspringen lässt, Trommelfelle platzen, sich anschleichende Leoparden killt, sich selbst vielleicht auch. So schreit die Frau. Wie manche Leute, die sich schneiden, wenn sie es nicht mehr aushalten.

Ganz unten, wo die Treppe endet, gegenüber den aufgebogenen, zerbeulten Blechbriefkästen klingt noch so ein einzelner erstickter Schrei nach, ehe ich die Haustür hinter mir zudonnern lasse wie einen leeren Tresor.